

Meinrad Limbeck

Zürnt Gott wirklich?

Fragen an ein biblisches Gottesbild

Wer „seine“ Bibel kennt – und ich trete Ihnen wohl kaum zu nahe, wenn ich davon ausgehe, dass dies auf einen Gutteil der hier Anwesenden zutrifft - , also: wer seine Bibel kennt, dürfte kaum zögern, diese Frage, die das Thema des heutigen Abends ausmacht, mit einem klaren Ja zu beantworten. „Zürnt Gott wirklich?“ – Aber ja, gewiss! Denn heißt es nicht schon in einem der ersten Psalmen:

„Ach, Herr, strafe mich nicht in deinem Zorn und züchtige mich nicht in deinem Grimm! Herr, sei mir gnädig, denn ich bin schwach, heile mich, denn meine Gebeine sind erschrocken.“ (Ps 6,2f)

Und nur ein wenig später:

„Steh auf, Herr, in deinem Zorn, erhebe dich gegen den Grimm meiner Feinde! Wache auf, mir zu helfen, der du Gericht verordnet hast!“ (Ps 7,7)

Aber es ist ja keineswegs nur das Alte Testament, das von Gottes Zorn spricht. Schließlich handeln auch alle Briefe des Apostels Paulus von Gottes Zorn. So lesen wir beispielsweise bereits in seinem allerersten Brief, im 1. Thessalonicherbrief:

„Man berichtet von uns, welchen Eingang wir bei euch (den Christen von Thessaloniki) gefunden haben, und wie ihr euch bekehrt habt zu Gott von den Abgöttern, zu dienen dem lebendigen und wahren Gott, und zu warten auf seinen Sohn vom Himmel, den er auferweckt hat von den Toten, Jesus, der uns von dem zukünftigen Zorn errettet.“ (1 Thess 1,9f)

Wer das Zeugnis der Bibel ernst nimmt, wie kann der sich überhaupt die Frage stellen: „Zürnt Gott wirklich?“ – „Aber gewiss!“ antworten die Menschen, deren Glaube uns in der Bibel begegnet. Nur, woher wussten denn *sie* es? Denn schließlich lesen wir in der Bibel auch den folgenden Text – und er gehört gewiss zu den zentralen biblischen Texten:

„Da sagte Mose: Lass mich doch deine Herrlichkeit sehen! Der Herr gab zur Antwort: Ich will meine ganze Schönheit vor dir vorüberziehen lassen und den Namen des Herrn vor dir ausrufen. Ich gewähre Gnade, wem ich will, und ich schenke Erbarmen, wem ich will. Weiter sprach er: Du kannst mein Angesicht nicht sehen; denn kein Mensch kann mich sehen und am Leben bleiben. Dann sprach der Herr: Hier, diese Stelle da! Stell dich an diesen Felsen. Wenn meine Herrlichkeit vorüberzieht, stelle ich dich in den Felsspalt und halte meine Hand über dich, bis ich vorüber bin. Dann ziehe ich meine Hand zurück, und du wirst meinen Rücken sehen. Mein Angesicht aber kann niemand sehen!“ (Ex 33,18-23)

Wenn dem aber so ist, dass wir Menschen im besten Fall Gottes Rücken sehen können, weil uns der Blick auf Gottes Angesicht verwehrt ist, woher wollen wir dann wissen, dass Gott *zürnt*? Und selbst wenn wir guten Grund hätten, bestimmte Situationen auf den Zorn dessen zurückzuführen, dessen Rücken wir verschwinden sehen – woher nehmen wir die Sicherheit, dass es sich hierbei um *Gottes* Rücken handelt? Oder weniger bildhaft ausgedrückt: Auf welchem Weg waren die Menschen in Israel zu ihrem Glauben gekommen – den wir übernommen haben! - , sie hätten es zumindest zeitweise mit einem zürnenden Gott zu tun? Lassen Sie uns versuchen, diesen Weg wenigstens in großen Schritten abzuschreiten.

A

Es mag uns überraschen, aber es ist in der Tat so: Weder am Ende der Paradiesgeschichte – bei der Vertreibung aus dem Paradies – noch im Zusammenhang mit der Sintflut noch anlässlich des Turmbaus von Babel ist in der Bibel von Gottes Zorn die Rede. Da heißt es schlimmstenfalls:

„Da reute es den Herrn, auf der Erde den Menschen gemacht zu haben, und es tat seinem Herzen weh.“ (Gen 6,6)

Und auch noch in der ganzen Patriarchengeschichte – bei Abraham, Issak und Jakob – fehlt jeglicher Hinweis auf Gottes Zorn. Es dauerte bis zum Propheten Hosea, bis zur Mitte des 8. Jahrhunderts v.Chr. also – erst da, knapp 200 Jahre, nachdem das salomonische Großreich in die zwei Teile Israel (im Norden) und Juda (im Süden) zerfallen war, erst da begegnet uns zum ersten Mal in Israel der Gedanke, Jahwe, Israels Gott, könne auch zürnen. Da lesen wir nämlich bei Hosea:

„Samaria, dein Kalb ist verworfen. Mein Zorn ist entbrannt gegen sie; wie lange noch sind sie unfähig, sich zu läutern?“ (Hos 8,5)

Was hatte Hosea wohl auf diesen ganz neuen Gedanken gebracht? Schließlich war diese Idee seinem Zeitgenossen, dem Propheten Amos, noch völlig fremd – obgleich sich auch der Judäer Amos in Gottes Auftrag gegen die Herrschenden in Samaria gesandt wusste!

Vieles spricht für folgende Erklärung:

Interessanterweise begegnet die Vorstellung vom *Zorn* einer Gottheit bereits ein knappes Jahrhundert zuvor genau in jenem Land, das Samaria im Osten gegenüber lag und mit dem Israel in regem Gedankenaustausch stand: im Königreich Moab. Dieses war im 9. Jahrhundert v.Chr. eine Zeit lang in die Gewalt des Königs von Israel geraten, bis es dem moabitischen König Mescha gelang, sein Reich aus dem Zugriff des israelitischen Königs zu befreien. Zum Dank dafür errichtete er um 830 v.Chr. ein Dankheiligtum für Moabs Hauptgott Kamosch. Daran erinnerte König Mescha mit folgendem in Stein gemeißelten Text:

„Ich bin Mescha, Sohn des Kamosch, König von Moab, der Dibonite. Mein Vater herrschte dreißig Jahre über Moab, und ich wurde König nach meinem Vater. Und ich machte diese Kulthöhe für Kamosch in Qarchoh. Ich baute sie siegreich, denn er errettete mich vor allen Königen und ließ mich auf alle meine Feinde herabsehen. Omri war König von Israel, und er bedrängte Moab lange Zeit, *denn Kamosch zürnte seinem Land...*“ (W. Beyerlin, Religionsgeschichtliches Textbuch zum AT. 1975, 255f)

Das heißt: Die eigene militärische Schwäche war in den Augen des moabitischen Königs eine Folge davon, dass Moabs Hauptgott Kamosch seinem Volk *zürnte* und ihm deshalb seinen machtvollen Schutz entzog. So dachte man in Moab bereits 100 Jahre *vor* Hosea! Deshalb haben wir guten Grund zur Annahme, dass die Vorstellung von Gottes *Zorn* aus dem umliegenden Heidentum in das Denken Israels Eingang gefunden hatte. Dieser Vorgang würde auch erklären, weshalb Gottes *Zorn* für Israels Propheten noch lange Zeit nur eine „denkbare *Möglichkeit*“ blieb – nicht aber eine erlebte Realität. So verkündet Hosea ja auch folgendes Gotteswort:

„Wie könnte ich dich preisgeben, Efraim, wie dich aufgeben, Israel?... Mein Herz wendet sich gegen mich, mein Mitleid lodert auf. Ich will meinen glühenden Zorn nicht vollstrecken und Efraim nicht noch einmal vernichten. Denn ich bin Gott, nicht ein Mensch, der Heilige in deiner Mitte. Darum komme ich nicht in der Hitze des Zorns.“ (Hos 11,8f)

Erst nach der Zerstörung Jerusalems und seines Tempels im Jahr 587 v.Chr. galt Gottes *Zorn* als unbestreitbare Realität; denn wen man daran glaubte, dass Jahwe, *Israels* Gott, der eigentliche Herr der Geschichte war, dann ließ sich die erlittene Katastrophe am ehesten und am unproblematischsten als Auswirkung des göttlichen Zorns verstehen. Dementsprechend lesen wir im sogenannten 2. *Klagelied* Jeremias:

„Herr, sieh doch her und schau: Wem hast du solches getan? Dürfen Frauen ihre Leibesfrucht essen, ihre sorgsam gehegten Kinder? Darf man erschlagen im Heiligtum des Herrn Priester und Propheten? Am Boden liegen in den Gassen Kind und Greis. Die Mädchen und die jungen Männer fielen unter dem Schwert. Du hast sie erschlagen am Tag deines Zorns, geschlachtet, ohne zu schonen. Wie zum Festtag hast du gerufen, die Schrecken ringsum. Am Zorntag des Herrn gab es keinen, der entkam und entrann. Die ich hegte und großzog, mein Feind hat sie vernichtet.“ (Klgl 2,20-22)

B

Der Vorteil und Gewinn, der sich aus dem Glauben an Gottes Zorn ergab – und ergibt! - , ist unbestreitbar. Wer inmitten seiner eigenen katastrophalen Situation noch zu beten vermag:

„Vernimm, o Herr, mein lautes Rufen; sei mir gnädig, und erhöre mich! Mein Herz denkt an dein Wort: ‚Sucht mein Angesicht!‘ Dein Angesicht, Herr, will ich suchen. Verbirg nicht dein Gesicht vor mir; weise deinen Knecht im Zorn nicht ab!“ (Ps 27,7-9)

Wer so zu beten vermag, ist nicht gezwungen, bei sich selbst die Möglichkeiten für eine positive Wende zu suchen, so wenig wie das Volksganze, das im Heil seiner Vorfahren ein himmlisches Geschenk sieht und deshalb denkt:

„Einst hast du, Herr, dein Land begnadet, und Jakobs Unglück gewendet, hast deinem Volk die Schuld vergeben,.. all seine Sünden zugedeckt, hast zurückgezogen deinen ganzen Grimm und deinen glühenden Zorn gedämpft. Gott, unser Retter, richte uns wieder auf, lass von deinem Unmut gegen uns ab! Willst du uns ewig zürnen, soll dein Zorn dauern von Geschlecht zu Geschlecht... Erweise uns, Herr, deine Huld, und gewähre uns dein Heil!“ (Ps 85,2-8)

Aber auch für diejenigen, die sich *nach* der Zerstörung Jerusalems und seines Tempels durch die Babylonier für das politische und religiöse Leben verantwortlich fühlten, machte der kollektive Glaube an Gottes Zorn es leichter, auf das öffentliche Bewusstsein Einfluss zu nehmen – beispielhaft deutlich an Psalm 78, der (nach allgemeiner Auffassung) im 4. Jahrhundert v.Chr. entstand. Damals war es zwischen Judäern und Samaritern – den Nachkommen des Stammes Efraim – zur Auseinandersetzung um das „rechte“ Heiligtum gekommen: Stand es in Jerusalem auf dem Zion oder in Samaria auf dem Garizim? In dieser Auseinandersetzung ergreift Psalm 78 Partei für die *jüdische* Seite, indem seine Verfasser gegen allen geschichtlichen Verlauf es so schildern, als ob das *frühere* Heiligtum in Schilo *auf dem Boden der Samaritaner* durch Gottes Zorn und Grimm *zerstört* und statt dessen Jerusalem *erwählt* worden wäre. So heißt es:

„Sie erbitterten ihn mit ihrem Kult auf den Höhen und reizten seine Eifersucht mit ihren Götzen. Als Gott es sah, war er voll Grimm und sagte sich los von Israel. Er verwarf seine Wohnung in Schilo, das Zelt, wo er unter den Menschen wohnte. Er gab seine Macht in Gefangenschaft ... Das Zelt Josefs verwarf er, dem Stamm Efraim entzog er die Erwählung. Doch den Stamm Juda erwählte er, den Berg Zion, den er liebt. Dort baute er sein hoch aufragendes Heiligtum, so fest wie die Erde, die er für immer gegründet hat.“ (Ps 78,58-61.67-69)

Nach dem hier eigentlich geschichtswidrigen, tendenziös gemalten Bild ist Jahwes Nähe und Sorge also nur in Jerusalem erfahrbar. Nur auf dem Zion will Gott unter den Menschen wohnen. Wer das nicht akzeptiert – und damit dem Vorbild von Israels eigenwilligen Vätern folgt! - , dem droht Gottes Zorn und Grimm.

Schon dieser kurze Blick zeigt:

Der Glaube an Gottes Zorn kann sich durchaus in vielfacher Weise auf die Bibel berufen, und er bewährt sich sowohl bei persönlichen und kollektiven Katastrophen als auch bei schwierigen erzieherischen Problemen als eine nicht zu unterschätzende Hilfe. Der Glaube an Gottes Zorn leuchtet ein und kommt unserem Gerechtigkeitsempfinden entgegen. Dennoch, der Glaube an Gottes Zorn ist selbst biblisch gesehen weder logisch zwingend noch gar unaufgebbar.

Lassen Sie mich das Ihnen im abschließenden dritten Teil zeigen.

C

Auch Jesus war zunächst von Gottes Zorn überzeugt. Sonst hätte er sich gewiss nicht ohne alle Unterstützung in der eigenen Familie auf den Weg zu Johannes dem Täufer gemacht. Hätte Jesus dem Täufer nicht zugestimmt, als dieser – auch gegen Jerusalem und seinen Tempel – verkündete:

„Ihr Schlangenbrut, wer hat euch denn gelehrt, dass ihr dem kommenden Gericht entrinnen könnt?... Schon ist die Axt an die Wurzel der Bäume gelegt; jeder Baum, der keine gute Frucht hervorbringt, wird umgehauen und ins Feuer geworfen!“ (Mt 3,7.10) -

hätte Jesus darin dem Täufer nicht zugestimmt, er hätte keinen Grund gehabt, Familie und Beruf aufzugeben! Auch Jesus glaubte also zunächst an Gottes Zorn. Und trotzdem lautete seine erste Botschaft:

„Die Zeit ist voll, das Reich Gottes ist da! Kehrt um und vertraut auf die frohe Botschaft!“ (Mk 1,15)

Was hatte in Jesus diesen Wechsel bewirkt? Weshalb rechnete Jesus *jetzt* ganz offensichtlich nicht mehr mit Gottes Zorn?

Damit wir diese Wende besser verstehen können, möchte ich Ihre Aufmerksamkeit zunächst auf eine besondere, unbestreitbare Eigenart im Leben von Jesu Jüngerschar lenken:

Wie wir aus dem Markus-Evangelium wissen, fasteten Jesus und seine Jünger nicht – ganz im Unterschied zu dem Täufer und dessen Jüngern, aber auch im Unterschied zu den Pharisäern. Darauf angesprochen antwortete Jesus (genau übersetzt):

„Können denn *die Söhne des Brautgemachs* fasten, während der Bräutigam mit ihnen ist...?“ (Mk 2,19)

Wer waren „die Söhne des Brautgemachs“? Keineswegs die Hochzeitsgäste allgemein, sondern *die Freunde des Bräutigams*, die diesen auf dem Weg zur Braut und bei der Einholung der Braut mit Fackeln und Musik begleiteten und so auf die bevorstehende Hochzeit aufmerksam machten. Der von Jesus angesprochene Bräutigam konnte für die damaligen Menschen in Israel aber nur Gott selbst sein, so wie er beispielsweise vom Propheten Hosea oder bei Jesaja gezeichnet worden war (vgl. Hos 2,18-25; Jes 61,5). Das aber bedeutet doch: Nach Auskunft dieser unbestreitbaren Eigenart des historischen Jesus und seiner Jüngerschar sah Jesus am Beginn seines öffentlichen Auftretens *Gott als Israels Bräutigam*, der auf dem direkten Weg war, sich mit Israel, seiner Braut und seinem Volk, in einer großen Hochzeit zu vermählen. So gesehen löste das Kommen Gottes verständlicherweise nicht länger Angst und Schrecken aus. So gesehen verlangte Gottes Kommen nicht länger Sündenbekenntnis und Taufe – vielmehr: jetzt bewirkte das Licht, das Gottes Kommen aufstrahlen ließ, in Jesus und seiner Schar spontane Freude und bedingungsloses Glück.

Natürlich liegt jetzt die Frage nahe, wie denn Jesus zwischen seiner Taufe und dem Beginn seines öffentlichen Auftretens zu diesem so ganz anderen Gottesbild gekommen sein könnte. Doch erlauben Sie mir, ehe wir uns dieser Frage zuwenden, Sie noch auf eine weitere Auffälligkeit am Beginn von Jesu Wirken aufmerksam zu machen. Wir sind es gewohnt, in jener ersten von Markus genauer geschilderten Szene aus dem Leben Jesu, am Ufer des Sees Gennesaret, *die Berufung der ersten Jünger* zu sehen. Denn im *Rückblick* liegt es natürlich nahe, diese Szene so zu verstehen und zwischen ihr und der späteren Berufung der Zwölf, der zwölf Apostel (Mt 10,1-4), bereits eine sachliche Verbindung herzustellen. Verständlicherweise geben alle gängigen Bibelausgaben – die *Einheitsübersetzung*, die *Lutherübersetzung* und auch noch die 1996 neu edierte *Zürcher Bibel* – dieser Perikope die gleiche Überschrift: *Die Berufung der ersten Jünger* (Mk 1,16-20) Nur, genau genommen ist davon überhaupt nicht die Rede. Jesu Wort an Simon und Andreas lautet eben nicht:

„(Kommt her), *folgt mir nach!*“,

sondern lediglich nüchtern-sachlich:

„*Auf, hinter mich!*“

So aber hatte bereits Jonatan einst seinen Waffenträger aufgefordert, ihm im Angriff gegen die Philister nachzukommen (vgl. 1 Sam 14,12 LXX).

Und wenn es dann heißt:

„Ich werde euch zu Menschenfischern machen“,

dann sagt Jesus dem Simon und Andreas eigentlich nur, dass sie zusammen mit ihm zukünftig Menschen „ans Land ziehen“, d.h. fangen und gewinnen sollen. Auch das klingt nicht sehr theologisch! Und deshalb bringen unsere Übersetzungen noch einmal einen „falschen Zungenschlag“ in diese Geschichte, wenn sie diese mit den Worten beschließen:

„und sie folgten Jesus nach“.

Auch hier heißt es nur ganz profan:

„und sie gingen weg hinter ihm her.“

Wenn wir beim biblischen Text bleiben, dann spricht nichts davon und dafür, dass Jesus bereits zu Beginn *Jünger* gesucht und Menschen in seine *Nachfolge* gerufen hätte. Doch wozu dann dieses „auf, hinter mich!“? Die Antwort kann nur lauten: Damit sie mit ihm „die Freunde des Bräutigams“ seien, die den Bräutigam begleiten und die durch ihr auffälliges Verhalten gemeinsam ihre Mitmenschen auf die unmittelbar bevorstehende Hochzeit Gottes mit seinem Volk aufmerksam machen! Doch wie war Jesus denn nun dazu gekommen, Gott, die Welt und seine Gegenwart so plötzlich in einem völlig anderen, ganz neuen Licht zu sehen? Sucht man innerhalb der Jesus-Überlieferung nach einer Erklärung dafür, wie es dazu kommen konnte, dass Jesus sich trotz seiner ursprünglichen Zustimmung zur Gerichtspredigt Johannes des Täufers plötzlich mit einer ganz andersartigen, ungemein positiven, frohen Botschaft an seine Mitmenschen wandte, dann bietet sich am ehesten jenes Wort an, in dem Jesus – ein einziges Mal! – von einer persönlichen Vision spricht (und sie ist so eigenartig-unerfindlich, dass sie selbst von der kritischsten Exegese Jesus nicht abgesprochen wird!). Sie lautet:

„Ich sah den Satan wie einen Blitz aus dem Himmel fallen.“ (Lk 10,18)

Diese Vision musste für Jesus sehr wichtig gewesen sein, sonst hätte er sie nicht erwähnt. Der geschilderte Fall des Satans wäre aber nicht erwähnenswert gewesen, wenn der aus dem Himmel Gefallene dorthin hätte zurückkehren können. Der Himmel musste (nach Jesu Verständnis) dem Satan von nun an für immer verschlossen sein. Es mag uns heute nahe liegen zu fragen, *wohin* der Satan denn dann gefallen sei und wo er sich also jetzt aufhalte. Doch diese Frage stellte sich Jesus nicht. Sein Interesse galt nicht dem Schicksal Satans, sondern der durch diesen Sturz *veränderten Gegenwart*. (Wer dennoch an dieser Frage festhalten möchte, wird nicht daran vorbeikommen, sich zuvor über sein eigenes Satansverständnis klar werden zu müssen!)

Was war Jesus in diesem Bild klar geworden? Wenn wir eine Antwort auf diese Frage suchen, sollten wir eines auf jeden Fall nicht tun – was leider allzu oft geschieht: Wir sollten nicht stillschweigend voraussetzen, schon Jesus hätte unser *traditionelles* Satansverständnis geteilt; Jesus hätte also im Bild des Satans auch schon all das eingeschlossen gesehen, was uns einfällt, wenn wir das Wort „Satan“ hören. Der Satan war für Jesus und die Menschen seiner Zeit weit weniger, aber eben deshalb auch mehr! Nämlich:

1. Der Satan war im Bewusstsein Jesu (als Mensch seiner Zeit und als Glied seines Volkes) zunächst einmal *kein gefallener Engel*, sondern er gehörte mit seiner spezifischen Aufgabe als Gottes Geschöpf *in den Himmel*. Seine *gottgewollte* Funktion war dort die des *Anklägers* (vgl. Ijob 1,6-12; Sach 3,1-4 – aber auch Weish 2,23f). Der Satan war in den Augen des frühen Judentums also weder ein gefallener Engel (der gar noch andere Engel mit sich in den Abgrund gerissen hätte!) noch galt er als *Gottes* Feind. Seine Feindschaft richtete sich (neidvoll) allein gegen Gottes „Lieblinge“!

2. Nicht weniger wichtig ist aber auch noch folgender Sachverhalt: Nie und nimmer wurde im frühjüdischen Denken *der Satan* mit den Dämonen in Verbindung gebracht – weshalb es gewiss kein Zufall ist, dass weder Jesus seine Dämonenaustreibungen als einen Kampf gegen den Satan interpretierte, noch Paulus seine Krankheit mit dem Wirken von Dämonen in Verbindung brachte (vgl. 2 Kor 12,7-9).

3. Für die Menschen des frühen Judentums war der Satan keineswegs das einzige Engelwesen, von dem geglaubt wurde, es könne einen wesentlichen Einfluss auf das Leben und die Geschehnisse der Menschen nehmen. *Neben* dem Satan rechnete man beispielsweise mit Azazel, mit Belial oder Beliar, mit dem „Herrscher dieser Welt“ oder mit dem „Obersten der Dämonen“ u.a.m., ohne dass zwischen *diesen* „Herrschaften“ immer genau unterschieden worden wäre. Nur eines war ihnen *im Unterschied zum Satan* allen gemeinsam: Von keinem dieser Engelwesen wurde geglaubt, dass es im eigentlichen Himmel, d.h. in *Gottes* Welt lebe oder dorthin Zutritt habe. Von keinem dieser Wesen glaubte man, dass es (bildlich gesprochen) von der Welt her kommen könne, „um vor den Herrn hinzutreten“ (vgl. Ijob 1,3; 2,1). Aus dem Himmel, aus der unmittelbaren Gotteswelt konnte

nur *einer* fallen: der Satan, der als gottgewollter Ankläger eben dort Zutritt hatte – weshalb selbst „der Herrscher dieser Welt“ nie aus dem Himmel fallen, sondern nur aus ihr, der Welt (!), hinausgeworfen werden konnte (Joh 12,31). Wir verlieren den rechten Blick für Jesu Vision, wenn wir im Satan den Anführer oder die Verkörperung irgendwelcher böser, gottwidriger Mächte erblicken und so in Satans Fall die beginnende Entmachtung dieser gott- und menschenfeindlichen Wesen offenbart sehen. Dass *wir* den Sturz des Satans oftmals so verstehen, hat etwas mit unserer Herkunft aus dem Heidentum zu tun! Denn verständlicherweise wurde der Satan schon sehr früh für die Christen *aus dem Heidentum* sozusagen zum „Boss“ aller bösen Engelmächte, da ihnen das spezifisch *jüdische* Verständnis der Satansgestalt ja nicht geläufig war. Für Jesus selbst freilich hatte der Satan durch aus eine *beschränkte* Funktion! Doch was hatte Jesus dann gesehen? Was war ihm dann in jenem Augenblick bewusst geworden? Wenn wir es ernst nehmen, dass der Satan im Bewusstsein von Jesu jüdischen Zeitgenossen vor allem *der Ankläger* war, dann machte Jesu Vision ihm *eines* einsichtig: Derjenige, der bislang die Menschen nach Gottes Willen anklagte, hat keinen Platz mehr *vor* Gott und damit auch keinen Einfluss mehr *auf* Gott. Gott ist nicht mehr länger willens, sich von den Vergehen der Menschen beeinflussen zu lassen und den Menschen als Richter gegenüber zu treten. Das mochte bis zum Auftreten des Täufers noch so gewesen sein. Diese Vision war keine Kritik an Johannes dem Täufer. Nur – *jetzt* war es anders. In diesem Augenblick hatte Jesu Gottesbild sich grundlegend geändert. Deshalb war es wohl auch mehr als nur ein kluges Taktieren, wenn es von Jesus im Markus-Evangelium dann heißt:

„Nachdem Johannes überliefert worden war, ging Jesus nach Galiläa, indem er das Evangelium Gottes verkündete...“ (Mk 1,14)

Markus gebraucht hier das gleiche Wort in der gleichen Passivkonstruktion, die uns aus dem Beginn des Berichts von Jesu letztem Mahl bekannt ist:

„In der Nacht, in der der Herr Jesus überliefert wurde, nahm er Brot...“
(vgl. 1 Kor 11,23)

So wie hier mit Hilfe des sogenannten *passivum divinum* gesagt wird:

„In der Nacht, in der *Gott* den Herrn Jesus überlieferte...“,
so meint es auch das Markus-Evangelium:

„Nachdem *Gott* den Johannes überliefert hatte...“.

Gott war es gewesen, der der Verkündigung des Johannes ein Ende bereitet hatte. Nun war anderes zu verkünden: die frohe Botschaft, das Evangelium von *Gott* (*genitivus objectivus!*). Das aber bedeutet: Wir haben guten Grund anzunehmen, dass Jesus die Gefangennahme Johannes des Täufers als Aufforderung verstanden hatte, mit *seiner* Botschaft an die Öffentlichkeit zu treten: „Ja, die Zeit ist voll! (Daran änderte sich für Jesus nichts! In dieser Einschätzung der Zeit knüpfte Jesus nahtlos an Johannes an.) Aber unsere, Israels Situation hat sich grundlegend geändert! Denn der, der uns bislang vor Gott verklagte, hat seinen Platz vor Gott verloren!“ So spricht alles dafür, dass sich die entscheidende Wende in Jesu Gottesverständnis und in seiner Weltsicht in dem Augenblick ereignete, als er die innere Gewissheit erlangte: Es wird nicht zur Anklage Israels vor Gott, dem Richter, kommen. Gottes Blick richtet sich nicht auf die Vergehen seines Volkes, vielmehr ist Gott als Bräutigam seines Volkes bereits in Israel. Die Gegenwart trägt so Gottes Reich bereits in sich. Indem Jesu *religiöse* Einstellung sich *im Grunde* verändert hatte, hatte sich für ihn auch eine wesentlich veränderte Weltanschauung ergeben.

Fazit:

Wir sind nicht gezwungen, uns Gott als einen zürnenden Gott vorzustellen. Wir sind nicht verpflichtet, an Gottes Zorn zu glauben und unser eigenes Leben und das Leben unserer Welt vom göttlichen Zorn bedroht zu sehen. Denn es gibt keinen Grund, Jesu froher Botschaft zu misstrauen. Wenn aber Gott heute in unserem Leben als der gegenwärtig ist, der ohne jeglichen Zorn und Grimm mit uns eins werden will – weshalb sollte er uns dann morgen oder ganz am Ende voll Zorn entgegenkommen? Wenn wir aber in unsrem Glauben noch immer auf dem Weg zum Täufer wären

und seine Gerichtsbotschaft in den Ohren hätten, lassen wir uns doch zurufen: „Die Zeit ist voll, Gottes Reich ist da! Kehrt also um und vertraut auf die frohe Botschaft!“

*Dr. Meinrad Limbeck
ist em. Dozent für Biblische Sprachen
an der Kath.-Theol. Fakultät der Universität Tübingen.*